

Eine Schule des Sehens

PORTRÄT Der passionierte Kulturvermittler Heiner Riepl ist auch einer der wichtigsten ostbayerischen Maler.

VON HELMUT HEIN, MZ

SCHWANDORF. Man muss immer aufpassen, dass nicht das eine Talent das andere verschluckt. Heiner Riepl, Jahrgang 1948, leitete von 1985 bis 1989 den Berufsverband Bildender Künstler (BBK). Nach der Ära des barock-machistischen Potentaten Rupert Preißl, der ihm das Leben schwermachte, weil ein charismatischer Führer selbst seine Rentiers-Existenz noch aktivistisch interpretiert, praktizierte er das, was man heute „flache Hierarchien“ oder kommunikative Kompetenz nennt. Ab 1988 war er dann „Chef“ des Oberpfälzer Künstlerhauses – ein Glücksfall für die Region, aber (zumindest auch) ein Problem für ihn selbst: Wer zu viel für andere da ist, hat nicht mehr genügend Zeit und Kraft für die Entwicklung des Eigenen.

Riepl zog schon 1994 die bemerkenswerte Konsequenz, verzichtete auf die gesicherte Existenz des Vollzeit-„Funktionärs“, arbeitete nur noch halbtags im Büro und den Rest der Zeit in seinem Atelier im Keller der Keibel-Villa. Der Künstler braucht die Kunst. Er verdorrt, wenn er sie bloß noch (re)präsentiert.

Die Keibel-Villa hat unter dieser Entscheidung nicht gelitten. Und der Künstler Riepl hat profitiert. Riepls Kunst fasziniert durch ihre sinnliche Präsenz. Aber sie entzieht sich dem raschen Verständnis. Riepl malt nicht gegenständlich. Seine Bilder erzählen nichts. Das verwirrt manche Betrachter, für die Kunst vor allem „Narration“ ist: Sinn, der sich dechiffrieren lässt, eine „Botschaft“, die das eigene Dasein durchdringt.

Nichts davon gibt es bei Riepl. Er verweigert sich auch der Psychologie, den immer ein wenig korrupten Bedürfnissen geschundener Seelen. In seiner Werkstatt finden sich einige wenige Arbeiten, die zeigen, dass er, wenn auch streng und reduziert, figurativ begonnen hat. Eine Atelier-Situation, die man ohne weiteres erkennt, obwohl auch hier schon das strukturelle Interesse überwiegt. Eine Landschaft, die fast schon reine Form ist.

Beim späteren Riepl gibt es keinen Gegenstand, keine Szene mehr, die Halt bieten, die man metaphorisieren oder mit Bedeutung aufladen kann. Riepls Bilder haben auch keine Titel, nur Werknummern: das Jahr und dann, Ziffer für Ziffer, die jeweilige Arbeit. Titel, meint Riepl, lenken ab, führen in die Irre. Man könnte auch sagen: Sie machen es dem Betrachter zu leicht. Sie erlauben, das Bild nur zu streifen und sich auf das zu konzentrieren, was man schon kennt. Abstrakte Malerei verlangt den unversehrten Blick – den es freilich gar nicht geben kann. Denn wir sehen nie etwas zum ersten Mal. Was zählt, ist die Irritation, die kleine Verschiebung. Riepls Bilder sind eine Schule des Sehens. Der Blick auf die gegenständliche Welt ist flüchtig und voller Vorurteile. Er ist panisch oder aggressiv. Riepls Bilder befreien unser Auge von Interesse, Schuld etc. Was wir zu sehen bekommen, sind raffinierte Formen und Farben, die, im besten Fall, „klingen“.

Wenn nichts Gegenständliches zu sehen ist, wenn nichts „erkannt“ werden soll, weil das ein Missverständnis wäre, was soll der Betrachter dann wahrnehmen? Paradoxe Weise müsste man antworten: das, was jeweils erscheint. Die Formen, die Farben, ihr Verhältnis zueinander, die Struktur. Bei keinem anderen in der Region kann man soviel über den „Grund“ der Malerei erfahren wie bei Heiner Riepl.